



Annalise-Wagner-Stiftung  
c/o Regionalbibliothek - Friedrich-Engels-Ring 53 –  
17033 Neubrandenburg

## 23. Annalise-Wagner-Preis

**GREGOR SANDER**  
**Was gewesen wäre**  
Wallstein Verlag, 2014

**Preisverleihung am 14. Juni 2014 in der St. Johanniskirche in Neubrandenburg**

### **DANKWORT von Gregor Sander**



Gregor Sander,  
geb. 1968 in Schwerin, lebt in Berlin. 2004 wurde ihm der Förderpreis zum Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Homburg zuerkannt. Sein Romandebüt »Abwesend« wurde für den Deutschen Buchpreis nominiert. 2009 erhielt er bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt den 3sat-Preis. Der Erzählungsband »Winterfisch« wurde mit dem Preis der LiteraTour Nord (2012) und dem »Deutschen Erzählerpreis« (2013) ausgezeichnet.

Ich war einmal Neubrandenburger, 3 Jahre lang. Von Montag bis Freitag.

Wann war ich das erste Mal in Neubrandenburg? Im September 1984 zum Beginn des Lehrjahres? Vermutlich. An einem Sonntag bin ich gemeinsam mit meinen Eltern von Schwerin aus in die benachbarte Bezirkshauptstadt gefahren und stand dann am Nachmittag in einem winzigen Zweibettzimmer im Lehrlingswohnheim des Berufsausbildungszentrums BAZ in der Oststadt. Ein schlauchartiger Raum im achten Stock des Gebäudes, vielleicht zehn Quadratmeter groß. In der Ecke ein Waschbecken, zwei Schränke, zwei Tische, ein Doppelstockbett. Am Tisch saß ein mir unbekannter Junge in meinem Alter. Er kam aus Stralsund. Ich sollte die nächsten drei Jahre mit ihm in diesem Zimmer verbringen. Den Rest meiner Pubertät. Mit ihm aufstehen, frühstücken und zu

Abend essen. Sehen, wie er jede Woche einen Brief an seine Freundin an der Ostsee schreibt. Ich hatte keine Freundin. Der Junge lächelte freundlich und er trug ein Seidenstickeroberhemd aus dem Westen. Ein beiges Hemd mit dieser eingestickten schwarzen Rose. Wo war die Rose? Am Kragen oder doch eher in Bauchhöhe und ist das wichtig?

Man hatte aus diesem Zimmer einen schönen Blick über Neubrandenburg, auch wenn ich sonst alles an diesem Lehrlingswohnheim schrecklich fand. Wir mussten an jedem Abend um spätestens halb zehn am Pfortner vorbeigegangen sein. Wer sich verspätete, bekam Ärger. Selbst als wir dann im zweiten Lehrjahr 18 Jahre alt wurden. Da war man auch in der DDR volljährig. Trotzdem, um halb zehn war Zapfenstreich. Also Ausweis vorzeigen und dann durch das Foyer gehen, in das linke der beiden Zwillingshochhäuser des Wohnheimes. Hochfahren mit dem Fahrstuhl, dessen Tür ein Holzfurnier trug, die Zimmertür aufschließen und vor dem Schlafen noch einmal auf das Gemeinschaftssklo gehen. Ein scharfer stechender Geruch empfing uns hier und wir gingen nach dem Zähneputzen dann über den gelben quietschenden PVC-Belag des neonbeleuchteten Flures zurück zum Zimmer. Der Schlüsselanhänger klimperte leise, wenn ich die Tür öffnete. Vom Doppelstockbett aus konnte ich in den Himmel sehen. Auch wenn es dunkel war. Das war meine Rettung. Dann war ich allein, auch wenn unter mir noch jemand lag. Jemand, den ich im Übrigen mochte. Nur nicht den ganzen Tag.

War ich da das erste Mal in Neubrandenburg? Oder bin ich schon vom Pionierlager Feisnecksee aus dorthin gefahren? Im Sommer 1980? Ein Ferienlager in der Nähe von Waren (Müritz). Bungalows mit Pappwänden und Doppelstockbetten. Frühsport, Fahnenappell und kalter Tee aus Plastikassen. Sind wir da in einen Bus gestiegen, zwölfjährig, und nach Neubrandenburg gefahren, in die Bezirkshauptstadt? Und haben uns die Stadtmauer angesehen mit den vier Toren, den Kulturfinger und die kleine Altstadt? Beim Abendbrot im Pionierlager haben wir uns immer ... Aber Moment. Das führt zu weit. Das interessiert ja gar nicht. Ich wollte ja nach Neubrandenburg.

Ich war unglücklich im Lehrlingswohnheim des BAZ. Kreuzungsglücklich. Ich hatte schreckliches Heimweh und war schon als Kind gern allein, und nun wohnte ich mit den anderen Lehrlingen der Wasserwirtschaft, der Post, der Textilreinigung und der Nahrungsgütermaschinenfabrik in zwei Hochhäusern mit elf Stockwerken. Hunderte Jugendliche auf engstem Raum. Ich hatte eine Sehnsucht nach Büchern, nach Stille und einem Raum nur für mich. Stattdessen musste ich lernen, wie man Pumpen repariert, quälte mich durch Fächer wie Gesundheits-, Arbeits- und Brandschutz, kurz GAPS, oder Technische Darstellung, und jeden Donnerstag war Großreinigung im Wohnheim. „Jungs, es ist Großreinigung“, dieser Satz hallt heute noch in meinem Kopf. Ausgesprochen jede Woche von einer sechzigjährigen Erzieherin mit Dutt und mecklenburgischem Idiom. Also Besen raus, Schrubber und Feudel. Der Donnerstag war der schönste Tag, denn am Freitag ging es nach Hause. Mit dem Bus nach Schwerin, um 13.30 Uhr. Auch diese Zeit ist in mein Hirn gebrannt. Vermutlich bis zum Ende meines Lebens. Um 13.10 Uhr endete der Unterricht und dann bin ich zum Bus gerannt und fuhr kurz darauf Richtung Westen über die mecklenburgische Seenplatte nach Hause.

Unglück ist ein guter Antrieb zum Schreiben. Nur, das wusste ich damals noch nicht. Glück ist im Übrigen auch ein guter Antrieb zum Schreiben, es ist nur schwerer zu finden. Der Beruf, den ich gelernt habe, nennt sich Instandhaltungsmechaniker für wasserwirtschaftliche Anlagen. Mit Abitur. Das versteht jenseits der Elbe kein Mensch. Seit 1989 sage ich, dass ich gelernter Schlosser bin. Überhaupt wird es immer schwieriger, die Deutsche Demokratische Republik zu erklären, von ihr zu erzählen. Manches glaube ich inzwischen selber nicht mehr. Und ist es überhaupt noch wichtig, von der DDR zu erzählen? Immer häufiger höre ich, dass das niemanden mehr interessiert, und dass es viel zu viele Bücher über die DDR gibt. Vermutlich ist das richtig, auch wenn diese Einsicht schwerfällt. Je weiter wir uns vom Arbeiter- und Bauernstaat entfernen, desto unwichtiger wird er. Histo-

risch gesehen. Ist er nur noch ein kleiner grauer Aktenordner im großen Regal der Zeit? Oder vielleicht sogar nur eine lose Blättersammlung? Aber ich möchte immer noch eine Geschichte erzählen können aus diesem vergangenen Land, und ich hoffe, dass man sie verstehen kann, ohne vorher Geschichte studieren zu müssen.

Ich fühlte mich damals auch politisch unsicher in Neubrandenburg. Zu Hause bei meinen Eltern in Schwerin konnte ich frei sprechen. Sagen, was ich dachte über die DDR und die Welt. Sicher, ich hatte auch eine offizielle Meinung und wusste, wie weit ich gehen konnte im Staatsbürgerkundeunterricht. Ich war mir ganz sicher, wie man eine Frage naiv tarnen kann, um sie provokant wirken zu lassen. Ohne, dass der Lehrer es einem übelnehmen konnte. Aber jetzt war ich plötzlich allein und der Rückzugsort der Familie fehlte mir.

Die Oststadt war zudem grau. Aufgetürmter Beton für Tausende Menschen. Ohne ein Kino oder einen Ort, der uns als Jugendliche interessierte. Der Jugendclub war schon für uns Lehrlinge zu klein. Wir hingen rum, langweilten uns, spielten Fußball und fanden den Weg in die reizvolle Natur, mit der die Umgebung Neubrandenburgs gesegnet ist, nur selten. Die Kaufhalle, in der wir Brot, Butter und Tütensuppen kauften, lag vor einer großen rechteckigen Wiese. Auch diese eingerahmt von steinernen Wegen. Doch die Bewohner der Oststadt hielten sich nicht an diese vorgegebenen Steinplatten, sondern gingen ihrer Wege, bis sich schmale Trampelpfade bildeten im Gras. Das hat mir gefallen und ich sehe diese Wiese heute noch vor mir.

„Nur der vermag sich die Zukunft zu bauen, der die geschichtliche Vergangenheit trotz kritischer Wertung achtet, der die Eigenart unseres Heimatlandes liebt ...“, sagte Annalise Wagner, und ich finde, das ist leichter gesagt als getan. Ich weiß nicht, was schwerer ist. Die Zukunft zu bauen oder die geschichtliche Vergangenheit zu achten? Im Roman „Was gewesen wäre“ war mir die Gegenwartsebene genauso wichtig wie die Vergangenheit. Der Stasiverrat an einer guten Freundin sollte neben den Schwierigkeiten eines Gespräches von Täterin und Opfer über diesen Verrat zwanzig Jahre später stehen. Und auch die heutige politische Situation in Ungarn, die schrittweise Abschaffung der Demokratie dort durch die Fideszpartei, war mir genauso wichtig wie Astrids politische und persönliche Situation in der DDR der 80er Jahre. Ich wollte kein reines Erinnerungsbuch schreiben, sondern Vergangenheit und Gegenwart miteinander verbinden. Und die Vergangenheit wirklich Vergangenheit sein lassen. Ein Beispiel von vielen: Astrid, die Hauptfigur meines Romanes, darf 1988 nach Westberlin fahren. Zwei Wochen später kehrt sie zurück. Schweren Herzens, aber sie kehrt zurück. Vermutlich sind mehr DDR-Bürger von solchen Reisen zurückgekommen, als dort geblieben. In einem Interview wurde ich trotzdem gefragt: „Aber warum geht Astrid denn zurück, wo das mit der DDR doch nur noch ein Jahr dauerte?“. Das ist für mich der schlimmste Fallstrick beim historischen Erzählen. Dass man die Vergangenheit von heute aus sieht. Mit dem Wissen, das wir heute haben. Astrid wusste 1988 in Westberlin nicht, dass bald die Mauer fallen wird. Niemand wusste das. Aber wie komme ich als Erzähler dort wieder hin, wie kann man das Heute wieder vergessen? Ich weiß, das ist unmöglich, und doch will ich so schreiben.

Mein Neubrandenburg, von dem ich Ihnen gerade ein bisschen erzählt habe, werden Sie im Roman gar nicht finden. Trotzdem steht es dort drin. Trotzdem haben mir diese sinnlichen Erinnerungen geholfen, wieder in diese Stadt zu kommen, Mitte der 80er Jahre. Ich stand wieder in Neubrandenburg und konnte von hier erzählen mit dem Blick eines jungen Mädchens, das in der Stadt geboren wurde. Auch wenn jeder Neubrandenburger natürlich weiß, dass Astrids Freundin Jana nicht mit dem Fahrrad vom *Datzeberg runter fuhr, durch das Friedländer Tor und dann durch die kleine Altstadt, die von einer mittelalterlichen Stadtmauer umgeben war, und dann zum Neuen Tor wieder raus*. Ich weiß, dass diese Route vom Datzeberg ins Vogelviertel merkwürdig ist und natürlich kein Neubrandenburger sie je fahren würde, es sei denn, er wäre betrunken. Auch das Strandhotel am Tollense-see habe ich gebaut, und ich hoffe, Sie verzeihen mir diese Bearbeitungen Ihrer Stadt. „Ist das die Realität, die Sie da abbilden?“, werde ich oft gefragt und antworte: „Nein, das ist sie nicht. Aber ich gebe mir große Mühe, damit meine Texte der Realität zum Verwechseln ähnlich sind.“

Jetzt möchte ich mich bedanken. Bei der Annalise-Wagner-Stiftung und der Jury für diesen Preis, bei Ernst-Jürgen Walberg für die schöne Laudatio – und bei allen Neubrandenburgern, dass ich mir ihre Stadt ausleihen durfte für einen Roman und dann trotzdem von einheimischen Lesern für diesen Preis vorgeschlagen wurde.

Ich möchte meinen Eltern danken, die 1984 mit ihrem Kind gelitten haben, als sie es im Lehrlingswohnheim abgaben, und die heute hier viel lieber angereist sind. Bei den Mitarbeitern meines Verlages, dem Wallstein-Verlag, die viel Kraft und Emotionen in dieses Buch gesteckt haben. Und bei meiner Familie, bei meine Söhnen Malte und Valentin, die mich manchmal vermissen, wenn ich auf Lesereise bin oder in einem Aufenthaltsstipendium. Beim Valentin auch noch dafür, dass er heute an seinem vierten Geburtstag mit mir hierher gekommen ist. Und ganz besonders möchte ich mich bei der Frau an meiner Seite bedanken, bei meiner Frau Anette, mit der das Leben schön ist. Heute besonders.